



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ein halbasiatischer Roman.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

die Nachricht, daß die Künstlerin soeben gestorben sei und in dem Spedale della Morte ihre Ruhestätte gefunden habe. Mitten unter dem Festjubiläum, das die Stadt erfüllte, hatte der Tod ihrem ruhmreichen Dasein ein Ziel gesetzt. \*) „Wenn das Glück ihr so hold gewesen wäre,“ sagte ihre Grabinschrift, „wie die Natur und die Kunst, so würde sie den berühmtesten Bildnern gleichgekommen sein; doch auch so verkünden die Marmorwerke, von weiblicher Hand geschaffen, was ein kräftiger Geist und Talent vermögen.“ Dieses Lob wird keinem, der Pro-perzias Schöpfungen, namentlich das Relief in San Petronio, kennt, übertrieben erscheinen. Nicht wie die Mehrzahl weiblicher Talente nur von fremden Leistungen zehrend, sondern aus eigenem kräftigem Impuls selbständig schaffend und im Besitz eines seltenen Schönheitsfinnes und Gestaltungsvermögens, nimmt Pro-perzia de' Rossi auf dem Gebiete der bildenden Kunst denselben Rang ein wie Vittoria Colonna als Dichterin, und zieht man speciell den Umstand in Betracht, daß sie dem Meißel ihren Ruhm verdankt, so erscheint sie unbedingt als eine der merkwürdigsten Frauen, welche das Zeitalter der Renaissance hervorbrachte.



## Ein halbasiatischer Roman.



arl Emil Franzos gehört zu jenen jüngern Schriftstellern, denen eine glücklich gefundene oder gewählte Specialität rasch zu einem weitverbreiteten Namen und großem äußern Erfolg verholfen hat. Seine Specialität ist „Halbasien.“ Was sich nach Nord und Süd, Ost und West vom Wald und Bergland der Bukowina ausbreitet: Galizien, das neue Königreich Rumänien, die Karpathenthäler von Siebenbürgen und die weiten kleinrussischen Ebenen am Pruth, das ganze vielsprachige Völkergemisch, das zwischen Don und Donau mit wunderbarer Halbcultur haust, ist ihm durch Jugendeindrücke und spätere Studien vertraut und hat ihm reichen Stoff zu einer großen Reihe von farbenfrischen Schilderungen geboten, welche den Reiz der Neuheit entschieden zu beanspruchen hatten. Den Skizzen schlossen sich Erzählungen („Die Juden von Barnew,“ „Moschko von Parma“) an, welche

\*) Es kann nicht Wunder nehmen, daß das geheimnißvolle Dunkel, welches die Gestalt der Pro-perzia de' Rossi umhüllt, zu dichterischer Behandlung reizte. Paolo Costa machte sie zur Heldin einer Tragödie (Bologna 1828), deren Fabel er aus Goethes „Stella“ entlehnte. Das Stück läßt ziemlich kalt und leidet außerdem vielfach an mangelhafter Motivierung. Zu einer Novelle benutzte sie der bekannte Kunstschriftsteller Pietro Selvatico (Giornale di Padova, Jahrg. 1870, Nr. 125—136), ohne den dankbaren Stoff poetisch zu erschöpfen.

nicht nur auf diesem hie und da grellbunten Hintergrunde spielen, sondern deren Hauptmotive aus den Landes- und Volkseigenthümlichkeiten von Halbasien erwachsen. Hier durfte demnach das Goethische „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen“ keinen Augenblick vergessen werden, um weder ungerecht gegen den Poeten und seine Erfindung zu werden, wo sie auf der Eigenart des Landes und Volkes beruhte, noch sich vom Schimmer der Originalität täuschen zu lassen, welcher nothwendig überall eintritt, wo einer Erzählung fremdartige Elemente beigemischt sind. Und in noch höhern Grade als bei den kleinern Erzählungen wird man einer großen Composition gegenüber, welche der Autor in dem Romane „Ein Kampf ums Recht“ darbietet,\*) zu prüfen haben, wie weit die Wirkung der poetischen Gestaltung reicht, wo dieselbe von den ethnographischen Zuthaten des Buches unterstützt, wo sie andrerseits von eben diesen beeinträchtigt wird. Wer sich begnügt, von einem Roman zu begehren, daß er ein interessantes, fesselndes Buch sei, dem kann „Ein Kampf ums Recht“ ohne jede Kritik empfohlen werden. Wer andre höhere Maßstäbe anlegt und einen Roman, der über die gewöhnliche Unterhaltungsliteratur hinausragt, als ein poetisches Kunstwerk ansieht, der hat sich mit dem „Kampf ums Recht“ in verschiedenen Punkten auseinanderzusetzen und muß namentlich das eigenthümliche Verhältniß betrachten, in welchem dieser Roman aus Halbasien zu einem ältern Meisterwerke unsrer Literatur, zu Heinrich von Kleists Erzählung „Michael Kohlhas“ steht. Die Iheringschen Worte: „Der Kampf ums Recht ist die Poesie des Charakters. Jeder, der beim Anblick der Vergewaltigung des Rechts durch die Willkür Entrüstung, sittlichen Zorn empfindet, besitzt diesen idealen Sinn. Während sich dem Gefühl, welches die selbsterlittene Rechtskränkung hervorrufft, ein egoistisches Motiv beimischt, hat jenes Gefühl ausschließlich seinen Grund in der Macht der sittlichen Idee über das menschliche Gemüth; es ist der Protest der kräftigen sittlichen Natur gegen den Frevel am Recht, ein sittlicher Vorgang, gleich anziehend und ergiebig für die Betrachtung des Psychologen wie für die Gestaltungskraft des Dichters. Meines Wissens giebt es keinen andern Affect, der so plötzlich eine so gewaltige Umwandlung im Menschen hervorzurufen vermag, denn es ist bekannt, daß gerade die mildesten veröhnlichsten Naturen dadurch in einen Zustand der Leidenschaft versetzt werden können, der ihnen sonst völlig fremd ist, ein Beweis, daß sie in dem Edelsten, das sie in sich tragen, in ihrem innersten Mark getroffen sind“ — diese Worte stehen dem Französischen Buche als Motto voran. Da nun jeder, der je den Kleistschen „Kohlhas“ gelesen hat, auf der Stelle empfinden wird, daß dies Motto auch vor jener Erzählung stehen könnte, so ergiebt sich von vornherein eine eigenthümliche Gleichheit des Motivs. Darin liegt an sich kein

\*) Ein Kampf ums Recht. Roman von Karl Emil Franzos. Zwei Bände. Breslau und Leipzig, S. Schottlaender, 1882.

Vorwurf, denn das Motiv ist eines der im Menschendasein ewig wiederkehrenden, es ist groß genug, um für die verschiedensten Gestaltungen Raum zu lassen, und es wird überall nur auf den Dichter ankommen, der es ergreift, ihm neue Seiten und Wirkungen abzugewinnen.

Vergegenwärtigen wir uns zuerst den Verlauf des Romans „Ein Kampf ums Recht.“ Der Held desselben ist ein galizischer Bauer Taras Barabola, aus der podolischen Ebene stammend, den sein Schicksal nach dem Dorfe Zulawce im Kreise Kolomea an der Grenze Galiziens, der Bukowina und Ungarns verschlagen hat. Es ist nach freudloser Jugend des Helden anscheinend ein freundliches Schicksal gewesen, das ihm hier Haus und Hof verliehen. Taras Barabola ist der uneheliche Sohn einer armen Magd und eines Soldaten, der seine Geliebte sammt ihrem Kinde verlassen hat. Er ist unter kläglichen Verhältnissen aufgewachsen; er „hatte viele Prüffe und Scheltworte zu ertragen, weil sein Vater ein leichtfertiger Burtsche gewesen. Den armen verschüchternen Wurm zu schimpfen und zu schlagen erschien den Leuten von Ridowa als das passendste Mittel, die eigne Tugend zu beweisen und die Sünde in ihrer Mitte zu bekämpfen.“ Seine Mutter aber hat ihn trotz alledem im Glauben erzogen, daß er gut und gerecht sein müsse und niemand böses zufügen dürfe, und der Knabe wie der junge Burtsche hat die Kraft eines unverdorbenen Herzens und eines eisernen Willens daran gesetzt, sich in seinen dörflichen Umgebungen Achtung und Liebe zu verdienen. Dies ist ihm in Ridowa wie in Zulawce gelungen: in letzterm Ort hat er auch die Liebe der Anusia, der Tochter des reichen Iwan Woronka, gewonnen. Und ob schon er gegen den Willen der nächsten Verwandten das Mädchen erhält und den zweitgrößten Hof des Dorfes erheiratet, feindet ihn beinahe niemand um seines Glückes willen an, man vergiebt ihm seine sanfte unterwürfige Art, die aus der Ebene stammt, man erkennt, daß er soviel Herz und Muth und größere Klugheit und Gerechtigkeit besitzt als die trotzigen Leute von Zulawce, die von Huzulenblute sind, zwar Ackerbau treiben, zur Kirche gehen, den Zehnten liefern und die Frohnde leisten, „aber doch Huzulen bleiben, Bettern der Bärenjäger im »Welyki Dyz,« dem ungeheuren tiefgrauen düstern Bergwald, der Galizien von Ungarn scheidet.“ Schon zu der Zeit, wo die Geschichte beginnt und der Herr des Dorfes, Graf Georg Borecki in Paris, einen neuen Mandatar in der Person seines Privatsecretär Wenzel Hajek, „wie schon der Name verräth, ein Enkel des Huß und Ziska,“ nach Zulawce sendet, ist Taras Barabola „der einflußreichste Mann, ja geradezu der Reformator der Gemeinde geworden, nicht allein durch seine werthtätige Menschenliebe, sondern auch durch die milde Klugheit seines Wesens.“ In Gestalt des Herrn Wenzel, der nach podolischer Sitte als „Herr Wohlthäter“ angeredet wird, tritt das böse Princip in den Roman. Der neue Mandatar beginnt — es ist im Jahre 1835 — die Bauern von Zulawce mit neuen unerträglichen Forderungen zu bedrängen. Weil er aber klüglich mit solchen anfängt, bei denen er einen Schein des Rechts für sich hat,

ist es Taras Barabola, der zwei-, drei- viermal zum Nachgeben rath und mit seinem Einfluß den des alten Richters Stefan besiegt. Als dieser infolge einer Verwundung auf der Bärenjagd stirbt, nimmt er auf dem Todtenbette Taras, welcher voraussichtlich sein Nachfolger sein wird, den Schwur ab, für die Rechte der Gemeinde einzustehen. „Halte fest an unsern Rechten, wahre sie gegen den Dränger, dulde nicht, daß uns freien Männern ein Joch auf den Nacken gelegt wird. Versprich mir, nicht friedfertig zu bleiben, wo es gilt, das Recht zu erstreiten.“ Nur zu bald kommt Taras in die Lage, seinen Schwur einzulösen. Wenzel Hajek, der nimmer rastende, reißt ein Stück des Gemeindeackers für den Grafen an sich, da die Bauern in einer unglücklichen Stunde das Grenzkreuz verrückt haben. Die Inassen von Zulawec, als heißblütige Huzulen, würden ohne weiteres Gewalt mit Gewalt vertreiben und dabei wahrscheinlich obliegen — Richter Taras aber setzt seinen ganzen Einfluß daran, daß sie den Rechtsweg beschreiten. Mit Hilfe von Bestechungen, Meineiden und allen Schnödigkeiten, welche im Streit um Mein und Dein Raum haben, gewinnt Herr Wenzel Hajek den Proceß. Für Taras wird dieser Ausgang zum tragischen Verhängniß. Wie eine Instanz nach der andern keine Entscheidung zu Gunsten des klaren Rechts bringt, wie des Kaisers Schreiber dem türkischen Mandatar das gestohlene Gut zusprechen, kommt Taras' Glauben an die sittliche Weltordnung ins Wanken, und der finstere Entschluß, in seinem Kreise aus eigener Kraft das Recht wiederum herzustellen, dämmert in ihm empor. Seine Lebensfreudigkeit ist dahin — bis zum äußersten aber klammert er sich an jede Möglichkeit, die auch für ihn selbst noch Rettung werden könnte. Ohne ein Wort einer andern Sprache als sein heimatliches Ruthenisch zu verstehen, unternimmt er die weite Reise nach Wien und erreicht, standhaft und ehern hartnäckig, eine Audienz bei Kaiser Ferdinand. Hier aber entschwindet ihm die letzte Hoffnung, ehe der ungünstige abweisende Bescheid der kaiserlichen Gnadeninstanz da ist. Er hat erkannt, daß der schwache, kränkliche Monarch, der im Audienzsaale die Bittgesuche durch seinen Onkel, Erzherzog Ludwig, einsammeln läßt und sich, als er ihn endlich selbst erreicht hat, nur für seine ruthenische Tracht, seinen Schafpelz und seine Stiefeln interessirt, nicht der Kaiser sein kann, von dem er geträumt hat, der „Stellvertreter Gottes auf Erden ist und das Recht schützt.“ Er kehrt nach Zulawec zu den Seinen zurück und betrachtet seinen erstgefaßten stummen Entschluß, sich als „Hajdamak“ in den Bergwald zu werfen und auf eigne Faust der Schirmer des gebrochenen Rechts, der „Rächer“ aller Unbill zu werden, als unvermeidlich. Er tritt bereits wie ein Sterbender Hab und Gut an sein Weib und seine Kinder ab, er durchstreift, scheinbar auf der Bärenjagd, die Wälder und Bergschluchten, die künftig seine Heimat werden müssen. Aber er harret mit der letzten Entscheidung bis zum Eintreffen des abweisenden kaiserlichen Bescheids. Erst wie diese längst erwartete letzte Abweisung erfolgt ist, verkündet er in großer Versammlung der Dorfgemeinde seinen furcht-

baren Entschluß und sagt feierlich dem Kaiser von Oesterreich, der ohnmächtig sei, das Recht zu wahren, den Gehorsam auf. Und nun beginnt er seine Rächerzüge, die, seinem Gesichtskreis entsprechend, sich zunächst gegen Wenzel Hajek, den Verderber seines Dorfes und seines Lebens, richten, die seinen Namen weit und breit gefürchtet machen und an die sich das alte Geschick der gewaltthätigen Selbsthilfe heftet. So maßlos streng auch „der brave Richter, der große Rächer“ den Männern seiner Schaar gegenübertritt, so gewaltig die Macht ist, die er über die rohen Gemüther übt, nur kurze Zeit hindurch kann er den Schwung und den skrupellosen Gehorsam unter den wilden Gefellen, welche mit ihm in den Wald gezogen sind, aufrecht erhalten. Immer rastloser stürmt er von That zu That, unbeugsam in der Ueberzeugung, daß Gott mit ihm sei, und daß seinem selbstgewählten wilden Richteramt jeder menschliche Irrthum fernbleiben müsse. Er lebt in einem schauerlichen phantastischen Wahn, der aus der Kraft und Reinheit seines Herzens genährt wird. Und während er sich mit Hilfe dieses Wahns und mit übermenschlicher Anstrengung gegen seine friedlichen Neigungen, gegen jede Sehnsucht und Regung wehrt, die ihn zu Weib und Kind, zu den Fremden seiner bessern Tage zurückziehen wollen, bricht er zusammen, sobald der Nebel vor seinen Augen reißt, sobald er erkennen muß, daß auch er Unrecht gethan und sich in seinem Rächerdrang zu einem Justizmord der eigenthümlichsten Art verstiegen hat. Da erfolgt in dieser wild-edlen Natur der letzte Umschlag, er selbst löst seine Schaar auf, er selbst überliefert sich den gesetzlichen Gewalten und leistet mit seinem Blute Sühne für das, was er bisher als sein Recht betrachtet und nun als Frevel erkannt hat. „Es ist nicht Gottes Wille, daß da, wo er die Leiter von der Erde zum Himmel aufgebaut, selbst wenn die eine oder die andre Sprosse schadhast wäre, der einzelne sich erhebt und sagt: »Ich, ich allein will durch meine Kraft, durch die Kraft eines schwachen Menschen jene ganze Leiter ersetzen und ein Vollstrecker des göttlichen Willens sein.«“ Taras Barabola, der große Hajdamak, stirbt, nachdem er sich zuvor mit den Seinen ausgesöhnt, unter den Augen eines k. k. Executionscommandos.

Dies ist in wenigen Grundzügen die Handlung des Romans. Von vielen Einzelheiten später. Aus den Grundzügen aber geht hervor, daß sowohl in der psychologischen als in der äußerlichen Entwicklung die stärkste Verwandtschaft mit Kleists „Kohlhas“ vorhanden ist. Hier wie dort eine schlichte, ursprünglich friedsame Natur, welche durch Rechtsverweigerung in die gewaltfamsten Entschlüsse hineingetrieben wird. „Verstoßen,“ ruft Kleists Kohlhas Luther zu, „verstoßen nenne ich den, dem der Schutz der Geseze versagt ist. Wer mir ihn versagt, der stößt mich zu den Wilden der Einöde hinaus; er giebt mir, wie wollt ihr das leugnen, die Keule, die mich selbst schützt, in die Hand.“ „Weil uns unser Recht nicht geworden, so werde ich es selbst nehmen. Es bedarf eines Richters und Rächers, vor dem die Frevler zittern, dem die Guten ver-

trauen. Da sich kein anderer für dieses heilige Amt gefunden, so werde ich es übernehmen und führen, so lange ich es vermag!" verkündigt Taras Barabola der versammelten Dorfgemeinde von Zulawce. Bis auf den Todestrost ist die Entwicklung des innern Schicksals der beiden die gleiche: Kohlhas, dem auf dem Richtplatz sein Rappenpaar, das ihm der Junker von Tronka wiederum fettfüttern müssen, die Seele erquickt, und Taras, welcher auf dem Wege zur Richtstätte seinem Beichtiger froh zuruft: „Ohne mich erfreute sich die Gemeinde nicht wieder ihres Ackerz und eines menschlich gestimmten Mandatars“ enden beinahe in derselben Seelenstimmung. Gleichwohl bleiben in dem, was zwischen den Anfängen der Erzählung und des Romans und zwischen den Ausgängen beider liegt, sehr bedeutame Verschiedenheiten vorhanden, welche nicht bloß in den verschiedenen Zeit- und Localverhältnissen ihre Begründung finden.

Dem Verfasser des Romans „Ein Kampf ums Recht“ kann die Aehnlichkeit seines Stoffes (der sicher zu einem guten Theil, wir wissen nicht, soll man sagen historisch oder actenmäßig ist) mit Kleists Novellenstoff nicht entgangen sein. Er hat gefühlt, daß der Decorationswechsel zwischen den ober-sächsischen Landschaften an der Elbe und Mulde und zwischen der galizisch-bukowinischen Landschaft seiner Arbeit nicht ausreichen würde, um seinem Roman eine selbständige Bedeutung zu geben. Er hat eine tiefere psychologische Begründung und eine wesentliche Abweichung seines Taras vom Kohlhas des Kleist in der Charakteristik erstrebt. Während Michael Kohlhas einfach nur als ein rechtschaffener, arbeitsamer, gottesfürchtiger Kofkamm geschildert ist, versucht Franzos seinem Helden einen stärkeren inneren Gehalt zu geben und webt ihm einen Heiligenschein ums Haupt. Die überstarke Betonung des mild-demüthigen, friedfertigen, kindlich reinen und leidenschaftslosen Podoliers bringt freilich einen wirksamen Gegensatz zu dem spätern unbeugsamen Hajdamaken-Hetman hervor, der als Rächer überall den Tod verhängt, aber erweckt im Leser gerechte Zweifel, ob in einer solchen Natur keine Erwägung der Billigkeit und der „Gebrechlichkeit der Welt“ Raum habe. Wenn der ruthenische Beamte, Herr Broza in Wien, an welchen Dr. Starkowski in Kolomea den Taras empfohlen und gewiesen, sich fast blasphemisch bis dahin versteigt, Taras Barabola einen „Christusmenschen“ zu nennen und wenn der Pope Leo von ihm rühmt, daß Taras der reinsten Christ sei, den er kenne, so wandelt uns unwillkürlich der Wunsch an, daß diese Natur auch etwas von dem stilleren Gottvertrauen einer so gestimmten Seele haben möchte.

Ein zweites Mittel, welches Franzos angewendet, um seinen Helden weit interessanter und wirksamer erscheinen zu lassen als Kohlhas, ist die starke Reflexion und die lebendige Beredtsamkeit, durch die sich Taras Barabola auszeichnet. Die große Rede, welche er vor der Gemeindeversammlung von Zulawce vor seinem Aufbruch in den Bergwald hält, die Beredtsamkeit, die er später bei verschiedenen Anlässen und zuletzt noch dem Anwalt Dr. Starkowski gegenüber entwickelt,

sollen das Interesse an der Natur des Mannes verstärken, sind aber doch eher geeignet, dasselbe abzuschwächen, weil sie den Kindesglauben und die phantastisch ideale Rechtsvorstellung des Bauern unwahrscheinlicher machen.

Glücklicher ist ein drittes Moment, wodurch sich der galizische Bauer und „Rächer“ vom Kofshändler Kleists unterscheidet: daß Taras nicht für sein eigenes, sondern für ein fremdes Recht einsteht, welches schwer verletzt worden ist. Der Schwur, den er einst dem sterbenden Vorgänger im Dorfrichteramt geleistet, und seine eigne Ueberzeugung, daß Gottes höchstes Gebot laute: „Seid gerecht!“ haben für ihn ausgereicht, ihn in jene Unerbittlichkeit hineinzusteigern, die bei Koflhas erst eintritt, nachdem ihm tausendfältig persönliches Unrecht geschehen ist und er sein geliebtes Weib durch die Schurkerei des Junkers von Tronka verloren hat. Dies gleichsam blutlose, abstracte Gerechtigkeitsgefühl, das Taras befeelt, hat freilich auf der andern Seite wieder eine abschwächende Wirkung, es beraubt den Taras in entscheidenden Situationen jeder menschlichen Regung, und das tiefere Interesse an ihm erlischt darum schon in dem Augenblicke, wo er den wackern alten Rath Hochenau in finsterner Verblendung erschießen läßt.

Franzos' Roman unterscheidet sich vom „Koflhas“ auch durch die größere Ausdehnung. Gerade hier aber liegt ein Hauptmangel. Das eigentliche Motiv auch des Franzos'schen Romans reicht für eine größere Novelle, nicht für einen ganzen Roman aus. Die Einfachheit, Folgerichtigkeit der psychischen Entwicklung würde einen viel rascheren Verlauf der Handlung bedingen, die gesammte Wirkung aber durch eine größere Geschlossenheit und Gedrängtheit außerordentlich erhöht werden. Nicht darin, daß das erotische Element diesem „Kampf ums Recht“ fehlt, sondern darin, daß der Autor die Forderung der epischen Breite nach seiner Weise umgedeutet und durch Schilderung von Land und Leuten, die sich beinahe wieder zu selbständigen Skizzen erheben, die Erweiterung hergestellt hat, welche sich aus der poetischen Ausdehnungskraft des Motivs nicht ohne weiteres ergeben hätte, empfinden wir einen Uebelstand. Dies gilt namentlich von dem zweiten Theile des Romans, welcher die Rachezüge des Taras und die Wirkung derselben auf Stadt und Kreis Kolomea darstellt. Doch auch schon im ersten Band finden sich Einschiebungen, welche wohl den Hintergrund für die folgende Handlung abgeben sollen, aber nicht in Folge und Fortgang der Erzählung verarbeitet sind. Das zehnte Capitel beginnt z. B. mit einer Schilderung der Karpathen, einer sehr hübschen Legende über die Entstehung derselben, fährt fort und endet mit einer Charakteristik der Bewohner des „Welyki Lys,“ des Bären, des Huzulen, des Hajdamaken und giebt höchst interessante Mittheilungen namentlich über die Huzulen, die halbwilden Abkömmlinge der mongolischen Uzen, die der Kriegsturm einst von der „goldenen Horde“ abgelöst und in den Weltwinkel zwischen Ungarn und Galizien verschlagen hat. Aber in diesen und ähnlichen Fällen erscheint die ganze Composition des Romanes aufgelöst, und man fühlt sehr lebhaft, daß die Nothwendigkeit, den Leser mit einem völlig unbe-

kannten Terrain, völlig fremden Zuständen und Sitten vertraut zu machen, schwer auf die rein poetische Gestaltung drückt. Indes, der gute historische Roman kämpft mit der gleichen Schwierigkeit. Der Preis wird dem zu theil, der ohne lehrhafte Abschweifungen und rein prosaische Auseinandersetzungen alles was zu wissen nöthig ist, in den Gang seiner Erzählung verflucht; warum sollte es im „ethnographischen“ Roman anders sein? „Ein Kampf ums Recht“ ist überall da am bedeutendsten und ergreifendsten, wo der Verfasser in eine bedeutsame, dem Leser lebendig vor Augen gestellte Situation die Dinge einbezieht, welche er sonst oft im bloß referirenden Tone dem eigentlichen Fortgang seiner Handlung vorausschickt. Kein Leser wird ohne wahrhafte innere Theilnahme an Scenen wie die im Bureau des Advocaten Starkowski, wo Taras Barabola, schon die letzten verzweifelten Entschlüsse in seinem Sinne tragend, plötzlich den Namen des Kaisers als dessen, der noch Hilfe schaffen könne, nennen hört und wie erlöst aufjauchzt, oder wie die Ankunft des Helden im Hause des Popen von Zulawee nach seiner Wiener Reise und den schlichtgedrängten Bericht von eben dieser Reise, wie die Schilderhebung des Taras am Palmsonntag oder wie die Scenen gegen den Schluß des zweiten Theiles, in denen der „Rächer“ entdeckt, daß er in Boffowka mit seinem Gericht einen Mord begangen hat und nun seine ohnehin zusammengeschmolzene Schaar auflöst und Abschied von den letzten Getreuen nimmt, zurückdenken. Doch gerade diese Scenen erweisen, daß der Roman durch eine der Stärke und Ausgiebigkeit des eigentlich poetischen Motivs genau entsprechende Zusammenziehung wesentlich gewonnen hätte. Die Verbreiterung des Romans hat nothwendigerweise zur Vorführung einer ganzen Reihe von Genrebildern und Episoden verleitet, die zum Grundgedanken des „Kampfs ums Recht“ in gar keinem oder sehr entferntem Bezug stehen. Daß dieselben zum Theil recht unterhaltend und charakteristisch sind, so z. B. die Figur und die chamäleonartige Selbstbiographie des Herrn Thaddäus von Bazanski, des „Helden von Ostrolenka,“ oder die Verlobung des Herrn Wenzel Hajek mit der Gräfin Wanda Koninski, ändert an der Thatsache nichts, daß sie mit der ursprünglichen Anlage des Romans, die alle Weiterentwicklung der Handlung an Figur und Schicksal des Helden gebunden hat, nicht zusammenstimmen. Indes fügen sich diese Theile in den Rahmen des Ganzen doch immer noch leichter ein und heben den Ton poetischer Darstellung nicht soweit auf als die früher erwähnten zahlreichen Land- und Volksschilderungen.

Der Stil des Französischen Romanes ist leicht und lebendig, er bekundet einen Schriftsteller, dem im entscheidenden Moment die volle Beherrschung des Worts, der treffende Ton zu Gebote steht. Aber er leidet gleichfalls unter der Ungleichheit, welche sich aus dem Wechsel poetischer und bloß referirender Darstellungsweise ergibt. Die Gewohnheit, in der Feuilletonplauderei sich gehen zu lassen und gelegentlich die kräftigsten Ausdrücke der Studentensprache in die Schriftsprache einzuführen, spielt dem Verfasser leidige Streiche. Der Roman

„Ein Kampf ums Recht“ ist durchaus ernst gemeint, und kaum der humoristische Roman ertrüge Einfälle und Wendungen, wie sie von seiten des Autors (nicht etwa im Munde von Gestalten, für welche sie charakteristisch sein könnten und sollten) zum besten gegeben werden. „Wenn der Pope ein eifriger Mann ist, so läßt er sich selten die Gelegenheit entgehen, eine überaus saftige Strafpredigt vom Stapel zu lassen“ (I, S. 304) — „Nur daß er dann in einem Athemzuge flucht: Diese verdammten Weißbröcke und Hajdamaken. Es ist schwer zu sagen, wen der Geier zuerst holen soll“ (I, S. 308) — „Erstens stammte er aus einem uralten Geschlechte, zweitens saß er bereits so völlig auf dem Trocknen, daß er das Anerbieten Bogdans mit Freuden annahm, und drittens war er ein gutmüthiger Bursche, der seine Frau in keiner Weise genirte“ (II, S. 11) — „Als diese ihm vertrauensvoll klagten, daß ihr Pope, der hochwürdige Miron Aganowicz, doch eigentlich ein ganz verkneipter Lump sei“ (II, S. 120) — solche Stellen mögen als Proben dieser Art von Wendungen dienen, welche zahlreich vorhanden und lediglich auf eine Gewohnheit des Sichgehenlassens zurückzuführen sind. Sie sind nicht löblich im Feuilleton, sie sind vollkommen ungehörig in einem Roman, welcher auf tiefere Wirkung rechnet, als sie der auf die Zerstreuungsbedürfnisse eines Kaffeehauspublicums berechneten Feuilletonskizze je zu Theil werden kann.

Wir würden dies nicht betonen, wenn wir nicht Franzos als einen Schriftsteller ansähen, dessen Talent und Bestreben ihn über die „pikanten“ und „schneidigen“ Schriftsteller des Tages hinaushebt. Bei diesen ist die Salopperie die Amme aller „Gedanken,“ bei dem Verfasser von „Ein Kampf ums Recht“ scheint sie nur eine naseweise Base, die ihr Wort und ihren Ton zur Unzeit dreingiebt. Wir glauben jeden Vorzug des Französischen Buches empfunden und nach Gebühr hervorgehoben zu haben, die Reclame hat Anhalt genug, um in hohem und rein panegyrischem Tone von demselben zu sprechen, da sie ja doch von der Annahme ausgeht, daß alle Literatur nur von heute auf morgen lebe. Unter dem Gesichtspunkte jedoch, daß jede größere und ernstere Schöpfung mit andern Maßstäben gemessen sein will, können wir den „Kampf ums Recht“ zwar als ein interessantes und ohne Frage von Talent zeugendes, aber keineswegs als ein vollendetes, in seinen Voraussetzungen und seiner Durchführung gleichmäßig werthvolles Buch betrachten.

